

Geschichte und Region/Storia e regione

23. Jahrgang, 2014, Heft 2 – anno XXIII, 2014, n. 2

Krieg und Geschlecht Guerra e genere

Herausgeber dieses Heftes/curatori di questo numero
Siglinde Clementi und/e Oswald Überegger

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen / Bolzano

Ein Projekt/un progetto der Arbeitsgruppe/del Gruppo di ricerca „Geschichte und Region/Storia e regione“

Herausgeber/a cura di: Arbeitsgruppe/Gruppo di ricerca „Geschichte und Region/Storia e regione“ und/e Südtiroler Landesarchiv/Archivio provinciale di Bolzano

In Zusammenarbeit mit/in collaborazione con: Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte, Freie Universität Bozen/Centro di competenza Storia regionale, Libera Università di Bolzano

Geschichte und Region/Storia e regione is a peer-reviewed journal

Redaktion/redazione: Giuseppe Albertoni, Andrea Bonoldi, Francesca Brunet, Siglinde Clementi, Andrea Di Michele, Ellinor Forster, Florian Huber, Stefan Lechner, Hannes Obermair, Gustav Pfeifer, Christine Roilo, Martina Salvante

Geschäftsführend/direzione: Michaela Oberhuber

Redaktionsanschrift/indirizzo della redazione: Geschichte und Region/Storia e regione, A.-Diaz-Str./via A. Diaz 8b, I-39100 Bozen/Bolzano, Tel. + 39 0471 411972, Fax +39 0471 411969
e-mail: info@geschichteundregion.eu

Internet: geschichteundregion.eu; storiaeregione.eu

Korrespondenten/corrispondenti: Thomas Albrich, Innsbruck · Helmut Alexander, Innsbruck · Agostino Amantia, Belluno · Marco Bellabarba, Trento · Laurence Cole, Salzburg · Emanuele Curzel, Trento · Elisabeth Dietrich, Innsbruck · Alessio Fornasin, Udine · Thomas Götz, Regensburg · Paola Guglielmotti, Genova · Maria Heidegger, Innsbruck · Hans Heiss, Brixen · Martin Kofler, Lienz · Margareth Lanzinger, Wien · Werner Matt, Dornbirn · Wolfgang Meixner, Innsbruck · Luca Mocarelli, Milano · Cecilia Nubola, Trento · Tullio Omezzoli, Aosta · Luciana Palla, Belluno · Eva Pfanzelter, Innsbruck · Luigi Provero, Torino · Reinhard Stauber, Klagenfurt · Gerald Steinacher, Lincoln/Nebraska · Rodolfo Taiani, Trento · Michael Wedekind, Wien · Rolf Wörsdörfer, Frankfurt

Presserechtlich verantwortlich/direttore responsabile: Günther Pallaver

Titel-Nr. STV 5384 ISSN 1121-0303

Bibliographische Informationen der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2015 by StudienVerlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck
e-mail: order@studienverlag.at, Internet: www.studienverlag.at

Geschichte und Region/Storia e regione erscheint zweimal jährlich/esse due volte l'anno. Einzelnummer/ singolo fascicolo: Euro 29,00/sfr 35,63 (zuzügl. Versand/più spese di spedizione), Abonnement/abbonamento annuo (2 Hefte/numeri): Euro 41,00/sfr 50,38 (Abonnementpreis inkl. MwSt. und zuzügl. Versand/ IVA incl., più spese di spedizione). Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen. Gli abbonamenti vanno disdetti tre mesi prima della fine dell'anno solare.

Aboservice/servizio abbonamenti: Tel.: +43 512 395045, Fax: +43 512 395045 15

E-Mail: aboservice@studienverlag.at

Layout: Fotolitho Lana Service; Umschlaggestaltung/copertina: Dall'Ò & Freunde
Umschlagbild/foto di copertina: K. u. k. Soldaten und Rotkreuzschwestern, Privatbesitz.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. È vietata la riproduzione, anche parziale, con qualsiasi mezzo effettuata, compresa la fotocopia, anche ad uso interno o didattico, non autorizzata.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier. Stampato su carta ecologica. Gefördert von der Kulturabteilung des Landes Tirol. Pubblicato con il sostegno dell'ufficio cultura del Land Tirol.



AUTONOME
PROVINZ
BOZEN
SÜDTIROL



PROVINCIA
AUTONOMA
DI BOLZANO
ALTO ADIGE

Christa Hämmerle	21
<i>Traditionen, Trends und Perspektiven. Zur Frauen- und Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkriegs in Österreich</i>	
Ingrid E. Sharp	49
<i>Geschlechtergeschichte und die Erforschung des Ersten Weltkriegs in Deutschland: Entwicklungen und Perspektiven</i>	
Bruna Bianchi	67
<i>Vivere in guerra. Le donne nella storiografia italiana (1980–2014)</i>	
Matteo Ermacora	98
<i>Frauen im Krieg: Das Fallbeispiel Friaul (1915–1917)</i>	
Nicola Fontana	118
<i>Militärarbeiter und der Einsatz von Frauen bei den Befestigungsarbeiten an der Front im Trentino</i>	
Gunda Barth-Scalmani/Gertrud Margesin	138
<i>Donne in agricoltura durante la prima guerra mondiale: approccio a un campo inesplorato nella storiografia sulla guerra mondiale in prospettiva regionale</i>	
Forum	
Martina Salvante	161
<i>Maschilità di confine: mutilati e invalidi trentini e sudtirolesi nel primo dopoguerra</i>	
Silke Fehleemann	169
<i>Exklusives Gedenken. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg im Deutschen Reich aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive. Ein Projektbericht</i>	
Patrick Gamberoni	180
<i>Bericht zu den Internationalen Kolloquien „Der Festungsbau in Tirol 1836–1914“ und „Die Festungen im Alttiroler Raum 1914–2014“</i>	
Thomas Götz	192
<i>Vielerei Kulturkämpfe – Rezensionssessay zu Gustav Pfeifer/Josef Nössing (Hgg.), Der Kulturkampf in Tirol und in den Nachbarländern</i>	

Hermann J. W. Kuprian/Oswald Überegger (Hgg.), Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol	199
<i>(Stefan Wedrac)</i>	
Marco Mondini, La guerra italiana. Partire, raccontare, tornare. 1914–1918.	204
<i>(Matteo Ermacora)</i>	
Raoul Pupo, La vittoria senza pace. Le occupazioni militari italiane alla fine della Grande Guerra	208
<i>(Giorgio Mezzalana)</i>	
William M. Johnston, Zur Kulturgeschichte Österreichs und Ungarns 1890–1938. Auf der Suche nach verborgenen Gemeinsamkeiten	210
<i>(Kurt Scharr)</i>	
Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum/Hartmann Hinterhuber/ Brigitte Kepplinger/Wolfgang Neugebauer/Christine Roilo/Oliver Seifert/Alexander Zanesco (Hgg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945	214
<i>(Maria Fiebrandt)</i>	

Abstracts

Anschrift der AutorInnen/Recapito degli autori/delle autrici

Exklusives Gedenken. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg im Deutschen Reich aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive. Ein Projektbericht

Silke Fehlemann

I. Einführung

Der Historiker Jay Winter erläuterte im Jahr 2010 die Dynamik von Erinnerungskonkurrenzen:

„War stories are never uncontested [...]. The central point is that the entitlement to speak about war and violence is in no sense universal. Some have the right others do not. The difference between the two categories is a matter of social and cultural codes, which can and do change over time.“¹

Im Deutschen Reich war die Deutungshoheit über die Erinnerung an das Leiden im Krieg besonders umkämpft. Auf deutscher Seite starben über zwei Millionen Soldaten. Weitaus weniger bekannt ist, dass ebenso mindestens eine halbe Million zivile Opfer (vorwiegend Hungertote) zu beklagen waren, die bis heute im politischen Gedenken lediglich eine marginale Rolle spielen.² Die Erfahrungen in der Heimat waren in der zweiten Hälfte des Krieges für viele Familien nicht weniger dramatisch als für die Soldaten im Feld. Hunger und Krankheiten bildeten wesentliche Bestandteile dieser Erfahrungen, aber auch die massenhafte Trauer über gefallene Ehemänner, Brüder und Söhne trug zu einer erhöhten Morbidität und Mortalität unter der Zivilbevölkerung bei.³ Wenn nur die Eltern, Witwen und Kinder der Soldaten berücksichtigt werden, lebten im Deutschen Reich nach 1918 mindestens drei Millionen Hinterbliebene. Unter politischen und emotionalen Gesichtspunkten stellten

1 Jay WINTER, *Thinking about Silence*. In: DERS. (Hg.), *Shadows of War. A Social History of Silence in the Twentieth Century*, Cambridge 2010, S. 3–31, S. 8.

2 C. Paul VINCENT, *The Politics of Hunger. The Allied Blockade of Germany, 1915–1919*, Athens/Ohio 1985, S. 141 und Robert Weldon WHALEN, *War Losses (Germany)*. In: *1914–1918-online*, Berlin 2014 nennen etwa 700.000 Tote. Diese Zahl ist allerdings sehr umstritten. 150.000 Tote waren zudem Opfer der Spanischen Grippe, auch hier ist umstritten, inwieweit die Auszehrung der Bevölkerung die Grippemortalität noch erhöht hat. Der Medizinhistoriker Wolfgang ECKART geht davon aus, dass deutsche Gesundheitspolitiker nach 1918 die Sterblichkeitszahlen stark übertrieben haben. Wolfgang ECKART, *Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924*, Paderborn 2014, S. 276–278. Er geht von 424.000 Hungertoten aus. Alan KRAMER, *Blockade and Economic Warfare*. In: Jay WINTER (Hg.), *The Cambridge History of the First World War*, Vol. 2. The State, Cambridge 2014, S. 460–489, S. 461 diskutiert ebenfalls die Zahl der zivilen Todesfälle, stellt die Wirkung der Blockade generell in Frage und betont stärker die Schwäche der deutschen Wirtschafts- und Ernährungspolitik.

3 Zu diesem Zusammenhang: Elisabeth MOSTOFSKY u.a., *Risk of Acute Myocardial Infarction After the Death of a Significant Person in One's Life: The Determinants of Myocardial Infarction Onset Study*. In: *Circulation* 125 (2012) S. 491–496.

die trauernden Angehörigen ein schweres Erbe dar. Zur Frage der ökonomischen Versorgung trat, ähnlich wie bei den Kriegsinvaliden, das Bedürfnis nach öffentlicher Anerkennung ihrer ‚Kriegsleistung‘.

Obwohl die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf die Weimarer Republik und schließlich auch auf den Nationalsozialismus zu den großen Themen der historischen Forschung gehörten, wurden die Erfahrungen von trauernden Angehörigen bislang wenig berücksichtigt. Dagegen haben sich Historiker inzwischen intensiv mit Kriegsheimkehrern, Veteranenverbänden und Invaliden beschäftigt und die „umkämpfte Erinnerung“ an den Weltkrieg in den verschiedenen politischen Milieus der 1920er Jahre untersucht.⁴ Während wir über die Transformation der Fronterfahrung im Nachkriegsalltag also ganz gut informiert sind, wissen wir kaum etwas darüber, wie der Große Krieg in den Köpfen derjenigen nachgewirkt hat, die nicht direkt an der Front gestanden haben, sondern ihre Kriegserfahrungen in der Heimat gemacht haben. Wie deren Gefühle, Deutungen und Sinnstiftungen Eingang in die Erinnerungskulturen gefunden haben, bildet eine der Fragen des hier vorgestellten Forschungsprojektes mit dem Titel „Die Mutter des Soldaten. Öffentlicher Raum und individuelle Gefühle im 19. und 20. Jahrhundert“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde.⁵ Im Fokus der Untersuchung standen vor allem die Mütter der Soldaten. Im Vergleich mit den Kriegerwitwen bildeten sie die größere Gruppe der weiblichen Angehörigen, denn nur ein gutes Drittel der Soldaten war verheiratet, viele von ihnen hatten aber noch eine lebende Mutter.⁶ Im Gegensatz zu den Kriegerfrauen sind diese bisher aber noch nicht berücksichtigt worden. Dabei wurden drei thematische Komplexe verfolgt. Der erste Teil behandelte die Mobilisierung der Familienangehörigen zu Kriegsbeginn, der zweite und dritte Teil, die im folgenden zusammengefasst werden, befassen sich mit der Trauer der Hinterbliebenen im Verlauf des Krieges und schließlich mit der Repräsentation der Hinterbliebenen in den Erinnerungskulturen der Zwischenkriegszeit.

4 Begriff nach: Benjamin ZIEMANN, *Contested Commemorations. Republican War Veterans and Weimar Political Culture*, Cambridge 2013 und Bernd ULRICH/Benjamin ZIEMANN, *Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, Quellen und Dokumente*, Frankfurt a. M. 1997.

5 Das Projekt lief von 2011 bis 2014 an den Universitäten Düsseldorf und Frankfurt/Main. Die Abschlusspublikation wird für den Druck vorbereitet. Im Folgenden werden einige Teilergebnisse skizziert und zusammengefasst. Für diesen Überblick ist der Fußnotenapparat so knapp wie möglich gehalten worden.

6 Zur Heiratsstatistik etwa: Ute DANIEL, *Frauen*. In: Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hgg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Göttingen ³2009, S. 116–134. Die allgemeine durchschnittliche Lebenserwartung von etwa 47 Jahren beinhaltet auch eine hohe Säuglingssterblichkeit, so dass davon ausgegangen werden muss, dass auf jeden mobilisierten Soldaten doch zumindest ein überlebendes Elternteil wartete. Viele Eltern schickten allerdings mehrere Söhne in den Krieg.

Um die grundsätzliche Bedeutung von Trauer(gefühlen), ihre soziale Normierung und ihre (nachträgliche) Deutung zu erfassen wurde der Begriff des ‚emotionalen Regimes‘ nach William M. Reddy zugrunde gelegt.⁷ Als ‚emotionales Regime‘ versteht Reddy ein System von normativen Gefühlsstilen, das durch kollektive Rituale und Zeremonien, aber auch durch Strafen und Exklusionen geprägt ist. Indem die Spielräume öffentlicher Gefühlsaussagen eingeeignet werden, wird auch das Fühlen selbst in gewisser Weise verändert. Dabei werden individuelle Affekte gelenkt, beeinflusst, limitiert und auch erst hervorgerufen.

Als Quellengrundlage wurden Ratgeber, Familienzeitschriften, publizierte Vorträge, Predigten und Trostbücher für Angehörige einbezogen, also Quellen die hochnormativ sind, weil sie widerspiegeln, was öffentlich erwünscht war. Des weiteren spielten Novellen, Romane und Gedichte für die Frage nach der Durchsetzung von emotionalen Regimen eine wichtige Rolle: Die Schriftstellerinnen nahmen eine intermediäre Funktion zwischen den Medien auf der einen und den Selbstzeugnissen von Frauen auf der anderen Seite ein, denn viele Autorinnen versuchten einerseits ganz gezielt, zu deuten und zu belehren, andererseits sind auch ihre eigenen Emotionen in die Texte eingeflossen. Für das Forschungsprojekt wurden auch Selbstzeugnisse umfangreich einbezogen, vor allem Tagebücher und publizierte Briefwechsel aus der Kriegszeit. Für die folgende Zusammenfassung treten Selbstzeugnisse etwas in den Hintergrund, denn in der Zwischenkriegszeit sind nicht so viele weibliche Ego-Dokumente zugänglich, in denen Kriegserfahrungen thematisiert werden. Hier wird stattdessen auf die Publikationen der Kriegsofferorganisationen zurückgegriffen.

Im Gedenkjahr 2014 hat nicht nur die sogenannte ‚Heimatfront‘ neue Aufmerksamkeit bekommen, sondern auch die Emotionsgeschichte des Krieges. Schließlich gehörten Gefühle, vor allem ihre Lenkung, Deutung und Wahrnehmung zu den wichtigsten Bestimmungsfaktoren des Krieges und seiner Nachwirkung – das wird allein an der Redeweise über die „Augustbegeisterung“ und über die „Dolchstoßlegende(n)“ deutlich. Vor allem das Gefühl der Trauer bildete ein emotionales Erbe des Krieges, das tiefgehend und langanhaltend wirkte und die Erinnerung an den Krieg auch in der Nachkriegszeit im öffentlichen Bewusstsein wach hielt.

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich dementsprechend auf das Gefühl der Trauer und seine Repräsentation in den Gedenk- und

7 Reddy definiert den Begriff des emotionalen Regimes als „set of normative emotions and the official rituals, practices, and emotives that express and incalculate them; a necessary underpinning of any stable political regime“ vgl. William M. REDDY, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*, Cambridge (u.a.) 2001, hier vor allem S. 129.

Erinnerungskulturen der Kriegs- und Zwischenkriegszeit. Wie wurde die Trauer der weiblichen Angehörigen während des Krieges und danach geschlechtsspezifisch repräsentiert? Welche Pathosformeln waren wirkmächtig? Welchen Raum fanden die trauernden Angehörigen in den Gedenkkulturen und wie konnten sie politisch partizipieren?

II. Trauer im Ersten Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg hatte für weibliche Familienangehörige von Beginn an zahlreiche Beschwerden mit sich gebracht. Doch seit 1916 vervielfachten sich die Belastungen durch den jahrelangen Krieg, durch die katastrophale Versorgungspolitik und die alliierte Blockade. Trauer, Hunger, Krankheit und Erschöpfung brachten vor allem familiär gebundene Frauen an den Rand ihrer Belastungsfähigkeit. Die Sterblichkeitszahlen der weiblichen Zivilbevölkerung stiegen nun sprunghaft an, in der Altersgruppe von 15–45 Jahren haben sie sich zwischen 1914 und 1918 mehr als verdoppelt.⁸ Die soziale und psychische Verfassung der weiblichen Familienangehörigen beschrieb der erfolgreichste weibliche Kriegsroman des Jahres 1917 unter dem Titel „Töchter der Hekuba“ (Aufl. 47.000) eindringlich. Clara Viebig, eine damals sehr anerkannte Autorin des Kaiserreiches, schilderte hier unterschiedliche Schicksale von Frauen in der Heimat und stilisierte ihre verschiedenen Kriegserfahrungen zu einer weiblichen Leidensgemeinschaft. So beschrieb Viebig den inneren Monolog einer Mutter mit zwei Söhnen im Krieg:

„Hedwig senkte den Kopf: wieviel besser es die Männer hatten. Sogar die an der Front, trotz aller Strapazen, trotz der Todesgefahr. Sie seufzte. Die Frauen hatten es schwerer. Da saßen sie nun alle – wohin sie blickte: Frauen, Frauen – ach Gott, sie hatte gar nicht gewußt, daß es so viele Frauen gab – und dachten nichts anderes, sprachen nichts anderes als: Krieg, Krieg.“⁹

Die Beschreibung der weiblichen Leidensgemeinschaft diente dem Ziel, das Kriegserlebnis der Frauen sichtbar zu machen. Mit diesem Anliegen stand Viebig keineswegs allein dar: Vielen Autorinnen erschien spätestens seit 1916 die Lage an der Heimatfront nicht weniger erschütternd als das Kriegserlebnis der Kämpfenden. Die Singularität des Fronterlebnisses wurde in der weiblichen Kriegsliteratur deutlich in Frage gestellt: Die folgenden Zeilen stammen aus einem erfolgreichen Gedichtband von Eleonore Kalkowska aus dem Jahr 1916.

„Schulter an Schulter, auch wie ein Heer, / Gehen wir Frauen, gehen ich-befreit,
Gehn ich-entblößt, / Gehn ich-erlöst, / Zusammen in einer Wolke von Leid –
Als Einheit gehn wir durch unsre Zeit.“¹⁰

8 Vgl. Ute DANIEL, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft, Göttingen 1989, S. 222 und zuletzt noch: ECKART, Medizin und Krieg, S. 257.

9 Clara VIEBIG, Töchter der Hekuba. Ein Roman aus unserer Zeit, Berlin 1917, S. 45.

10 Eleonore KALKOWSKA, Der Rauch des Opfers. Ein Frauenbuch zum Kriege. Gedichte, Jena 1916, S. 26.

Die schwierige Frage der Sichtbarkeit lässt sich auch an den Trauerpraktiken darstellen. Das Gefühl der Trauer war schon am Vorabend des Krieges in bürgerlichen Familien ganz eindeutig geschlechtsspezifisch markiert, die Frauen trugen Trauerkleidung und zogen sich ins häusliche Umfeld zurück, die Männer banden sich nur einen Trauerflor um den Arm und kehrten nach ein paar Tagen häufig wieder an ihren Arbeitsplatz zurück. Trauer war in jeder Hinsicht weiblich konnotiert, schließlich waren die weiblichen Verkörperungen der Trauer auf allen europäischen Friedhöfen zu finden. Während des Krieges wurde Trauer zum Symbol für weibliche Kriegserfahrung an sich. „Die Männer sterben, die Frauen beweinen sie“, so wurde der Krieg im November 1914 von einer Hamburger Sozialreformerin zusammengefasst.¹¹ Die literarische Figur der Antigone bildete eines der beliebtesten Motive, um weibliche Kriegsbeteiligung zu beschreiben. „Nicht zu hassen, sondern zu lieben sind wir Frauen da“, war das immer wieder verwendete Zitat in Anlehnung an die Tragödie des Sophokles.¹²

Einige radikalpatriotische Texte versuchten allerdings durchaus, eine stolze ungerührte Trauer der Heldenmutter zu propagieren.¹³ Diese Zuschreibungen haben in der Forschung auch große Aufmerksamkeit gefunden. Doch bei näherem Hinsehen stellen diese Postulate eher die Minderheit dar. Die begeisterte Heldenmutter war den meisten Zeitgenossen suspekt. Die ‚gute deutsche‘ Mutter sollte Verlust und Trauer empfinden, diese durften allerdings nicht zu sehr zur Schau gestellt werden. Zu großer Schmerz richtete sich gegen die ‚Volksgemeinschaft‘. Das Gedicht ‚Die stillen Mütter‘ wurde in einer Propaganda-Broschüre des Evangelischen Bundes abgedruckt, in dem aufbauende Texte und Gedichte für Soldatenmütter gezielt zusammengefasst waren. Folgende Zeilen können das hegemoniale Gefühlsregime gut illustrieren:

„Die stillen Mütter [...]

die still, ganz stille sich im Leid versenkten

Um nicht mit ungebetnem Trauerblick zu trüben Deutschlands Siegereglück:

Das sind die Mütter, die uns Helden schenkten.“¹⁴

11 H. LESCHKE, *Wir Frauen und der Krieg*, Hamburg 1914, Vortrag gehalten im Hamburger Arbeiterheim am 19. November 1914, S. 10.

12 Beispiele: Anne-Marie TUBE, *Der Krieg und die Frauen: Ein Ausblick*, Vortrag am 24. Juni 1915 in der Jahresversammlung des Deutsch-Evang. Frauenbundes, Ortsgruppe Darmstadt, Darmstadt 1915, S. 4 und 12.; LESCHKE, *Wir Frauen und der Krieg*, S. 20; Anselma HEINE, *Mitliebende*. In: *Das literarische Echo* 19, (1917), Sp. 605–609, hier 605; Heloise VON BAULIEU, *Die Mütter*. In: *Die Welt der Frau* 1914, Nr. 43, S. 662 f.; Vgl. allgemein: Werner THEURICH, *Antigone. Ein Mythos und seine Bearbeitungen*, Hofffeld 2009.

13 „Der tapferen Witwe, die drei Söhne in kurzer Frist verloren hat, entringt sich der wehmütige Seufzer: ‚Ach, wenn das doch ihr Vater hätte erleben dürfen!‘ Über die Trauer siegt das tiefe Hochgefühl der Begnadung: dieser Tod ist schönste Vollendung des Lebens. Wer dürfte da selbstisch jammern über entrissenes Glück?“ zit. nach Gustav ROETHE, *Vom Tode fürs Vaterland*. Rede gehalten am 2. Oktober 1914. (*Kriegsschriften des Kaiser Wilhelm Danks*), Heft 11 (21–25 Tausend), Berlin 1914; vgl. auch Frida SCHANZ, *Weib und Mutter*. In: *Daheim* 50 (1914), S. 25.

14 Kurt VON OERTEL, *Die stillen Mütter*. In: VÖLKER (Rektor) (Hg.), *Die deutsche Mutter in unserer Zeit*. 14–15. Tsd., Berlin 1915 (*Volksschriften zum großen Krieg*; 45), S. 11.

Als aussagekräftig erweist sich in diesem Zusammenhang auch die öffentliche Auseinandersetzung um die angemessene Trauerkleidung. Die schwarze Kleidung symbolisierte öffentlich den Verlust der Frauen, insofern stand auch diese in der Diskussion. So forderten einige Radikalnationalisten, alle Trauernden sollten sich auf eine schwarze Binde am Arm beschränken, schließlich sei das Tragen von Trauerkleidung eine englische Sitte, und die vielen schwarzen Gestalten würden die Stimmung in der Heimat verschlechtern. Zu Beginn des Krieges wurde im Familienmagazin „Daheim“ sogar gefordert, die Trauer bis nach dem Sieg zu verschieben. Während in der Forschungsliteratur diese Forderungen häufig überbewertet werden, zeigt eine umfangreiche Analyse von zeitgenössischen Medien, Romanen und Selbstzeugnissen, dass diese radikalen Postulate nicht die Stimmung in der Bevölkerungsmehrheit widerspiegeln und sich auch nicht durchsetzen konnten: Die Trauernden blieben beharrlich sichtbar. In Frauenzeitschriften wurde Trauermode präsentiert und in Wohltätigkeitsvereinen wurde Trauerkleidung an bedürftige Familien verteilt. Hier lässt sich von einem ‚Eigensinn‘ der Trauernden sprechen, die auf der Sichtbarkeit ihres Leides beharrten. Die Schriftstellerin Helene Voigt-Diederichs deutete das Schwarze Kleid sogar als das „Eiserne Kreuz“ der Daheimgebliebenen.¹⁵ Damit konnte die schwarze Kleidung einem doppelten Zweck dienen: sie konnte Trauer und in gewisser Weise auch zivile Kriegserfahrung sichtbar machen, und doch verstieß sie nicht gegen die Norm der ‚stillen Trauer‘. Diese Norm bildete schließlich den Kompromiss, der Sichtbarkeit des Leides zuließ, aber das Äußern der Gefühle dennoch begrenzte. Diese Pathosformel konnte sich während des Ersten Weltkriegs zum wirkmächtigen Gefühlsregime entwickeln und prägte ebenso die darstellende Kunst. Auch hier blieben die Künstlerinnen, wie an den von der Historikerin Claudia Siebrecht präsentierten Kriegskunstwerken gezeigt werden kann, dem Motiv der ‚stillen Trauer‘ verhaftet.¹⁶ Die ‚stille Trauer‘ wurde allgemein als Leitbild angenommen, auch wenn viele Angehörige Schwierigkeiten hatten, dieser Vorgabe zu entsprechen.¹⁷ Anhand der Kriegstagebücher von Müttern und Ehefrauen lässt sich zeigen, dass es den Hinterbliebenen, auch den national-konservativ gesinnten, im Alltag nicht leicht fiel, die Vorgabe der ‚stillen Trauer‘ zu erfüllen. Häufig schrieben gerade die Frauen, die sich äußerlich an das gesellschaftlich vorgegebene Gefühlsregime hielten, umfassende Erinnerungs- oder Gedenkschriften, in denen sie dann (halb-) öffentlich deutlich machten, wie oft sie in der stillen Kammer geweint hatten.¹⁸

15 Helene VOIGT-DIEDERICHs, Vorwintertag. In: DIES., *Wir in der Heimat. Bilder aus der Kriegszeit*, Heilbronn 1916, S. 32.

16 Claudia SIEBRECHT, *The Aesthetics of Loss, German Women's Art of the First World War*, OUP 2013, S.104 ff.

17 Berichte über schreiende, weinende oder wahnsinnig werdende Mütter finden sich auch in der Literatur nicht selten. Vgl. etwa Ernst GLAESER, Jahrgang 1902, Neuaufgabe hg. von Christian Klein, Göttingen 2013 (Erstausgabe von 1928) oder Clara VIEBIG, *Das rote Meer*, Berlin 1920.

18 Z.B. *Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen: Anna W. Familiengeschichte 1871–1921*. Transkript (1718, 1–3).

Die Norm der ‚stillen Trauer‘ nahm vorweg, wie sich die begrenzten politischen Möglichkeiten der Hinterbliebenen in den Weimarer Jahren entwickeln würden und hatte erhebliche Konsequenzen für die fehlende Einbindung der weiblichen Familienangehörigen in die öffentliche Gedenkpolitik.

III. Trauer und Gedenken in der Zwischenkriegszeit

Die Themen Gedenken, Totenkult und Trauer sind in der historischen Forschung zur Zwischenkriegszeit ein weit diskutiertes Feld. Umso erstaunlicher ist es, dass diese Fragen bisher kaum in geschlechtsspezifischer Perspektive untersucht wurden. Das liegt wohl auch an der Quellenlage. Es ist nicht einfach, Spuren von Akteurinnen in der Erinnerungskultur der Weimarer Zeit zu finden, denn es ist eine Geschichte der Abwesenheit im öffentlichen Raum. Es könnte nun eingewendet werden, in Deutschland fänden sich die Hinterbliebenen in Form der zahlreichen *Pietà*-Skulpturen verkörpert, die trauernde Mütter darstellen. Wenn weibliche Hinterbliebene an der Entstehung des Denkmals in einem Ort überproportional beteiligt waren, wählten sie tatsächlich häufig die Figur der *Pietà*. Dies geschah allerdings nicht selten auf ‚Ratschlag‘ des örtlichen Pfarrers.¹⁹ Die ikonographischen Verschmelzungen der Mutter Maria mit der trauernden Soldatenmutter stellten aber zumindest für die katholische weibliche Bevölkerung eine Identifikationsmöglichkeit dar. Ein besonderes Beispiel für die religiöse Bindung des weiblichen Gedenkens ist die Frauenfriedenskirche in Frankfurt/Bockenheim mit der *Pietà* der Bildhauerin Ruth Schaumann. Vorangetrieben wurde der Bau der Kirche vom Katholischen Frauenbund unter dem Vorsitz von Hedwig Dransfeld.²⁰ Wie in Deutschland üblich, wurde auch dieses Denkmal in Form der *Pietà* im kirchlichen Raum angesiedelt. Die *Pietà*s wurden an ruhigen, eher verborgenen Ecken, vor allem neben Kirchen errichtet. Die Verwendung der Motive schrieb bildlich ebenfalls Passivität und Rückzug fest und stützte das Regime der ‚stillen Trauer‘.²¹

Im Vergleich mit anderen europäischen Staaten wird allerdings deutlich, dass es auch andere Möglichkeiten der Repräsentation und Einbindung weiblicher Trauer gab. Auf französischen Kriegerdenkmälern wurden zahlreiche ‚reale‘ Frauen mit Kindern oder in volkstümlicher Tracht gezeigt. In London wurden den Müttern in der Westminster Abbey beim Gedenken an den unbekanntem

19 Da diese Beschlüsse häufig im kirchlichen Raum gefasst wurden, kann nicht genau spezifiziert werden, in wie vielen Fällen die örtlichen Pfarrer die *Pietà*-Formen vorschlugen, vgl. dazu ZIEMANN, *Front und Heimat*, S. 440.

20 Diese Aktion stellte allerdings eine Ausnahme dar, Frauen traten sonst selten als Akteurinnen des Gedenkens auf. Vgl. dazu etwa Hedwig DRANSFELD, *Die Gesinnung des Friedens*. In: *Die Christliche Frau 1917*, S. 241 ff.; Greta KRABELL (Hg), *Frauenfriedenskirche. Den Gefallenen des Weltkriegs*, Düsseldorf 1935.

21 Vgl. die Zusammenstellung bei Volker PROBST, *Bilder vom Tode: eine Studie zum deutschen Kriegerdenkmal in der Weimarer Republik am Beispiel des *Pietà*-Motives und seiner profanierten Varianten*, Hamburg 1986.

Soldaten ein bevorzugter Platz zugewiesen. Hier wurde den Müttern das Tragen der Orden der gefallenen Söhne gestattet, in anderen Staaten wie etwa in den USA und in Italien gründeten sich einflussreiche weibliche Hinterbliebenenorganisation und in zahlreichen Ländern gehörte das Verteilen von Orden oder Plaketten an Frauen, die einen Sohn oder Ehemann verloren hatten, zu den Ehrenbezeugungen für die zivilen Hinterbliebenen. Viele dieser Aktionen knüpften an die Tradition der stolzen, patriotischen Trauer an und zeigten, dass es ganz verschiedene Gedenkpraktiken für Hinterbliebene gab, deren Unterschiedlichkeit nicht zuletzt durch die Erfahrung von Sieg und Niederlage geprägt waren. Denn im Deutschen Reich wurden auch „die Frauen“ für die Niederlage verantwortlich gemacht. Die Rede vom Dolchstoß der Heimat in den Rücken der „im Felde unbesiegt(en)“ Frontsoldaten betraf in nicht unerheblichem Maße auch die Frauen. Dieser noch immer sehr unterschätzte Aspekt des Dolchstoßvorwurfes zeigte sich in der Beschuldigung der „jammernden“ Frauen an der Heimatfront.²² Obwohl die deutschen Frauen so wenig durchgehalten hätten, bekamen sie das Wahlrecht in den Schoß gelegt, so eine gängige Interpretation rechts-völkischer Kreise.

In dieser Gemengelage von Anschuldigungen, Erwartungen und widersprüchlichen Gefühlen hat die Verdrängung der zumeist weiblichen Hinterbliebenen aus dem öffentlichen Gedenken nicht zufällig stattgefunden. Sie konnte einem doppelten Zweck dienen: Nicht nur militärische, sondern auch männliche Kriegserfahrung konnte der zivilen und weiblichen Kriegserfahrung vorangestellt werden. Der in der Weimarer Republik in allen Gesellschaftsschichten weit verbreitete „Kult des Frontsoldaten“ fand auch hier seinen Nährboden. Ein Ergebnis dieser Entwicklung war die geringe politische Partizipation der Hinterbliebenen: in den Kriegsopferverbänden wurden die Interessen der Hinterbliebenen jenen der Invaliden immer wieder deutlich nachgeordnet.²³

Erst gegen Ende der Weimarer Republik finden sich zwei unterschiedliche Strömungen im Umgang mit weiblicher Kriegserfahrung, die sich durchaus auch verschiedenen politischen Milieus zuordnen lassen. Im sozialdemokratischen, liberalen und republiktreuen Milieu entwickelten sich vermehrt Erinnerungspraktiken, die die Trauer beider Elternteile betonten. Der Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen begann in den beginnenden dreißiger Jahren gezielter

22 Z.B. Oberst BAUER, *Der grosse Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen*, Tübingen 1921, S. 153–155. Auch Hitler selbst hatte in „Mein Kampf“ die „Jammerbriefe“ verurteilt: „Ebenso übten die Jammerbriefe direkt aus der Heimat längst ihre Wirkung aus. Es war nun gar nicht mehr notwendig, dass der Gegner sie noch besonders durch Flugblätter usw. der Front übermittelte. Die sinnlosen Briefe deutscher Frauen kosteten in der Folgezeit hunderttausende Männer das Leben.“ Adolf HITLER, *Mein Kampf*, Bd. 1, 855. Auflage, 1943, S. 208.

23 Dazu ausführlicher Silke FEHLEMANN, *Bereavement and Mourning (Germany)*. In: 1914–1918-online.

damit, Kriegereltern anzusprechen.²⁴ Ohne eine heroische Politik der Ehre wurden etwa Kriegereltern zu Ehejubiläen gemeinsam abgebildet. Diesem Vorgehen entsprach auch die Entstehung eines der bekanntesten Denkmale der Zwischenkriegszeit. Die Skulptur der ‚trauernden Eltern‘ von Käthe Kollwitz bildet bis heute eines der eindrucksvollsten Mahnmale gegen den Krieg und eines der ganz wenigen, das Vater und Mutter berücksichtigt.²⁵

Eine gegenläufige Entwicklung zeigte sich in einer noch stärkeren Sakralisierung und Heroisierung der (trauernden) Mutter im konservativ-völkischen Milieu, die etwa in dem Roman von Ina Seidel „Das Wunschkind“ zu Tage tritt. Dieser Roman, eines der erfolgreichsten Bücher aus weiblicher Feder, der bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts auch zur kanonisierten Literatur gehörte, repräsentierte vor dem Hintergrund einer historischen Kulisse genuin weibliche Kriegserfahrungen.²⁶ Wenn Seidels Leistung aus literaturwissenschaftlicher Perspektive vielleicht zu Recht dem Vergessen anheim gefallen ist, ist dieses außergewöhnliche Buch doch in geschichtswissenschaftlicher Hinsicht höchst interessant, möglicherweise kann es vor dem Hintergrund der Auflagenzahlen und des Themas zu den „Gedächtnisromanen“²⁷ der dreißiger und vierziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts gezählt werden. Bis 1944 waren mindestens 340.000 Exemplare erschienen und bis in die sechziger Jahre verkaufte es sich weit über eine Million Mal.²⁸ Erst danach nahm die Wirkmächtigkeit rapide ab.

Seidel beschäftigte sich in diesem historischen Roman nicht direkt mit dem Ersten Weltkrieg, sondern mit den Revolutionskriegen, die schon weit über hundert Jahre zurücklagen. Durch diesen Kunstgriff wurde der Bezug zum Ersten Weltkrieg und zur Zwischenkriegszeit nicht unmittelbar deutlich. Erst die Entstehungsgeschichte und die Einbettung in den Gesamtzusammenhang können erklären, wie sehr die Publikation, aber auch ihre Rezeption durch Leserinnen, von den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs beeinflusst wurde. Seidel hatte schon 1914 mit den Arbeiten an diesem umfangreichen Werk begonnen, in das erkennbar ihre eigenen Kriegserfahrungen einfließen. Sie hatte zwar keinen Soldatensohn verloren, kannte das Gefühl der mütterlichen Trauer jedoch, denn während des Krieges war ihr vier Wochen alter

24 Ehejubiläen unserer Kriegereltern. In: Reichsbund. Mitteilungen des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen 16 (1933), 2, S. 34.

25 Vgl. zur Entstehungsgeschichte des Mahnmals: Regina SCHULTE, Käthe Kollwitz' Opfer. In: DIES. (Hg.), Die verkehrte Welt des Krieges. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod, Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 117–149.

26 Ina SEIDEL, Das Wunschkind. Dieser Roman ist inzwischen dem Vergessen anheim gefallen. Trotz ihrer großen zeitgenössischen Bedeutung eignete sich Ina Seidel nie als Ikone einer kritischen feministischen Literaturwissenschaft, die zwischen 1970 und 1990 zahlreiche vergessene Autorinnen wieder entdeckte. Schließlich stand sie in vieler Hinsicht den Nationalsozialisten nahe, aus ihrer christlichen Überzeugung heraus ließ sie allerdings auch kritische Töne vernehmen.

27 Begriff nach Astrid ERLI, Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren, 1. Aufl. Trier 2003.

28 Dorit KRUSCHE, Frau und Krieg. Etappen einer Werkgeschichte Ina Seidels. In: Anja HESSE (Hg.), Ina Seidel. Eine Literatin im Nationalsozialismus, Berlin 2011, S. 15 f.

Sohn verstorben. So war der erste Entwurf des Romans im Herbst 1914 laut Seidels Autobiographie „durch das Schicksal der Frauen, der Witwen, der Mütter“ im Krieg geprägt.²⁹ So zeigen sich gerade im ersten Buch des ‚Wunschkindes‘ deutliche Parallelen zum Ersten Weltkrieg. Die Verarbeitung der Kriegserfahrungen von Familienangehörigen im Roman kann seine große Wirkmächtigkeit erklären. Die Botschaft der Erzählung spiegelt sich im Leben der Hauptfigur Cornelia Echter. Bei ihr stand Mutterschaft, der alle anderen Belange untergeordnet wurden, an erster Stelle. Der Roman beginnt mit dem Tod ihres kleinen Sohnes. Dieser stirbt an Fieber, während sein Vater sich darauf vorbereitet, in den Krieg zu ziehen. Die trauernde Mutter ahnt noch in dieser Nacht, dass auch der Vater fallen wird. Ohne Leidenschaft, aber mit dem „Willen zur Fruchtbarkeit“ zeugt das Ehepaar in dieser Nacht den zweiten Sohn. Und Mütterlichkeit ist das zentrale Thema: Ina Seidel inszeniert den mütterlichen Körper. So wird das Stillen des Säuglings in allen Einzelheiten beschrieben. Das klare Bekenntnis zur Mutterschaft bildet die moralische Grundlage für die Autonomie der Protagonistin. Am Ende der Erzählung fällt der über alles geliebte Sohn Christoph im Kampf. Cornelia wird Ersatzmutter und macht aus ihrem ererbten Gut im Osten Deutschlands eine Heimstätte für die Söhne gefallener Offiziere, sie schafft den Nachkommen der ehemaligen Soldaten eine Zukunft. Der sehr erfolgreiche Roman „Das Wunschkind“ markiert den endgültigen Übergang zu einer völkischen Apotheose der Mutterschaft, die schließlich von den Nationalsozialisten in Symbolpolitik umgesetzt werden konnte.

In der nationalsozialistischen Weltanschauung dienten die Mütter schließlich als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft der Volksgemeinschaft. Niemand konnte diese Funktion besser verkörpern als die Soldatenmütter des Ersten Weltkriegs. Indem sich der Nationalsozialismus als Bewegung verstand, die in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs geboren wurde und das ‚Erbe der Frontsoldaten‘ antrat, konnten die Mütter der Gefallenen als Mütter der nationalsozialistischen Bewegung inszeniert werden. Die Nationalsozialisten führten Hinterbliebenenorden ein und begannen mit einer systematischen Heldenmutterpropaganda. Darüber hinaus war der Mutter- mit dem Totenkult der Nationalsozialisten verflochten. Die lange Sprachlosigkeit gegenüber dem Verlust der Familienangehörigen wurde nun sehr gezielt von einer verkitsch-heroisierten und religiös überhöhten Darstellung des mütterlichen Opfers abgelöst.³⁰

29 Zitate nach SEIDEL, Lebensbericht, S. 275.

30 Saul FRIEDLÄNDER, Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus, München 1984; Irmgard WEYRATHER, Muttertag und Mutterkreuz. Der Kult um die „deutsche Mutter“ im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1993, S. 46 und S. 182–196. Vgl. ausführlich dazu Silke FEHLEMANN, „Heldenmütter“? Deutsche Soldatenmütter in der Zwischenkriegszeit. In: Gerd KRUMEICH (Hgg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg, Essen 2010, S. 227–242.

IV. Ausblick

Die Betonung einer ‚stillen Trauer‘ stellte weit mehr als eine religiöse Trostformel dar; der Topos bildete ein Gefühlsregime, das die tiefe Trauer vieler Angehöriger und die politische Forderung nach Loyalität zu Staat und Nation zusammenführte. Visuellen Ausdruck dieses Gefühlsregimes bildete die wirkmächtige Figur der *Pietà*. Die erfolgreiche Etablierung der Pathosformel der ‚Stillen Trauer‘ trug allerdings – gemeinsam mit anderen Faktoren – zu einer politischen Ausgrenzung der Hinterbliebenen bei. Im Vergleich mit anderen Staaten (vor allem Großbritannien, Italien und den USA) blieben die Hinterbliebenen im Weimarer Staat ohne repräsentative Funktion und ohne politischen Einfluss.

Der ‚Kriegserinnerungs-Boom‘ am Ende der zwanziger Jahre führte zu einer vermehrten Aufmerksamkeit im Hinblick auf Kriegserinnerung und Kriegserzählungen auch bei den weiblichen Hinterbliebenen. Nun entwickelten sich zwei gegensätzliche Leitbilder. Trauer ohne überhöhte Sinnstiftung boten sozialdemokratische und linksliberale Akteure an, während sich im nationalkonservativen Bürgertum mehr und mehr eine religiös gefärbte Überhöhung der duldenden Opfermutter durchsetzte.

Die Nationalsozialisten versuchten, an dieses Leitbild anzuknüpfen, auch um ihre Klientel anzusprechen, denn die weiblichen Mitglieder der NSDAP waren im Durchschnitt um einiges älter als die männlichen. Die Nationalsozialisten machten weibliches Gedenken durch symbolpolitische Maßnahmen in einer bestimmten Weise sichtbar. Sie führten neben dem Ehrenkreuz für Frontkämpfer auch einen Orden für Hinterbliebene ein und inszenierten schon weit vor dem Zweiten Weltkrieg einen umfangreichen Heldenmutter-Kult für die Soldatenmütter des Ersten Weltkriegs.